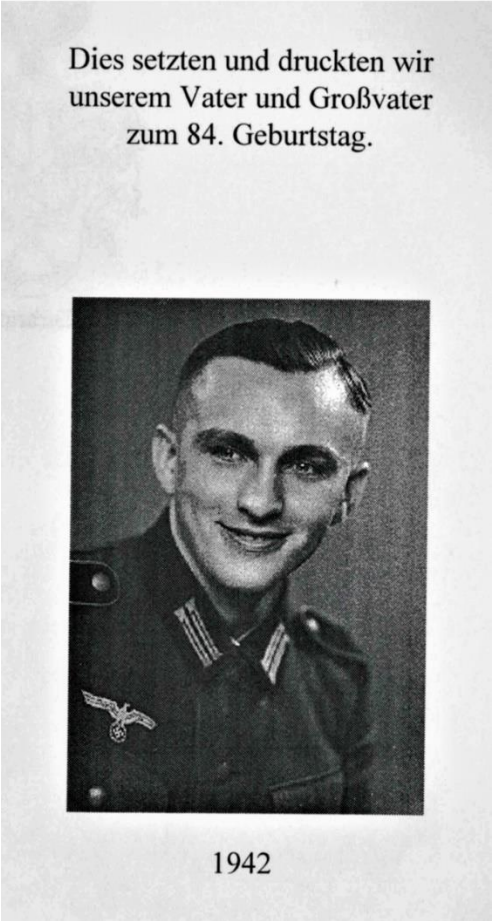
Familie Diedrichs

Meine Flucht

aus der
Kriegsgefangenschaft
Im November 1945

Helmut K. Diedrichs



Helmut W., Sigrun, Andreas, Daniel und Anke 1995

(neu gesetzt am 26.7.2019 von Helmut W. Diedrichs
mittels Kopien aus einem gedruckten Heft)

Prolog

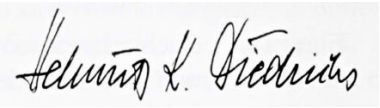
Zur Ehre Gottes schreibe ich heute aus großer Dankbarkeit nach 5o Jahren diesen Bericht über meine Flucht.

Die Erlebnisse dieser Zeit waren so eindrücklich, daß sie sich tief in mein Gedächtnis eingegraben haben. Viele Bilder und Eindrücke sehe ich noch genauso deutlich vor meinen Augen, als wäre das Geschehen erst gestern

Andererseits ist es auch möglich, daß es kleine Nuancen gibt, in denen die Schilderung das Erleben ein wenig verändert darstellt. Das mag nach fünf Jahrzehnten unvermeidlich sein. Die angegebenen Bibelstellen und Liedverse wurden sinngemäß nach meinen damaligen Empfindungen wiedergegeben.

Möge diese Niederschrift meinen Nachkommen und allen anderen Lesern als Zeugnis der Treue Gottes zum Segen sein

Darmstadt-Arheilgen, im Oktober 1995
+
Helmut Kurt Diedrichs



Meine Flucht

aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft.

Im Lager Andilly

Meine letzte Station in amerikanischer Kriegsgefangenschaft war ein Zeltlager bei Andilly, einem kleinen französischen Dorf, in der Nähe von Toul. Von dort gelangte man in südlicher Richtung - nur über eine kleine Nebenstraße über den brückenlosen Dorfbach - zu uns. Hier lebten wir abseits in Kompaniestärke von rund 100 Mann zur Betreuung eines deutschen Soldatenfriedhofes.

Eines Tages erschien am Zaun unseres Lagers ein schwarzer Amerikaner und freute sich wie ein Kind, uns wiederzusehen. Er hatte uns in Metz, wo wir zuvor in Bataillonsstärke in einer alten Kaserne lebten, bei unserer Arbeit in einem großen Verpflegungslager bewacht und gehörte nun zum Fahrkommando Metz, wozu auch deutsche Kriegsgefangene eingeteilt waren.

Da kam mir, wie eine Eingebung von Gott, der Gedanke, unserem schwarzen Zaungast einen Brief an meine Frau zum Fahrkommando nach Metz mitzugeben. Es war mir bekannt, daß von dort auch regelmäßig der Stars-and-Stripes-Verlag der amerikanischen Soldatenzeitschrift in Pfungstadt angefahren wurde. Das war ganz nahe von dem Wohnort meiner Frau, und wir hatten ja Schreibverbot!

Gerne war er bereit,"a letter" mit dem Adressenhinweis: "Lebenszeichen eines Kriegsgefangenen! Bitte weitergeben!" zu befördern. Geduldig wartete er, bis der Brief auch mit den Lebenszeichen einiger meiner Kameraden an

deren Angehörige versehen fertig war und versprach, ihn zu besorgen. Andere Briefe brachte ich bei ähnlichen Gelegenheiten auf den Weg. Endlich erhielt ich auch ein Lebenszeichen meiner lieben Frau auf diesem Wege zurück. Ein Antwortschreiben, das sie zu "Stars & Stripes" nach Pfungstadt gebracht hatte, war über die amerikanische Militärpost gelaufen und wurde mir in der amerikanischen Schreibstsube ausgehändigt. Meine Freude war riesengroß; alles hatte geklappt. Es war das erste Lebenszeichen von meiner Frau, nach unserem Abschied von meinem Hochzeitsurlaub vor einem Jahr.

Einige Zeit später wurde ich, obwohl ich nur Obergrenadier war und in einem der hintersten Zelte lag, ganz überraschend nach vorne ins Unterführerzelt verlegt, weil dort eine Person fehlte. Mir war das unverständlich, und ich empfand es fast als ein Wunder, weil sich viele Gefangene mit höheren Dienstgraden im Lager befanden. Erst später wurde mir bewußt, daß Gott da schon seinen Plan für mich hatte, um mir den Weg zu ebnen.

Wenn ich mit anderen Kameraden zum Dienst eingeteilt war, brauchten wir nur die Arbeitsgruppe anzuführen und bei der Friedhofsarbeit (Unkraut jäten) zu beaufsichtigen. Ein amerikanischer Soldat begleitete uns. Wir konnten uns aber frei, auch im angrenzenden Wald, bewegen.

Die Fluchtvorbereitung

Trotz aller Annehmlichkeiten, die ich nun hatte, sehnte ich mich sehr nach Hause. Da keine Aussicht auf Entlassung aus der Gefangenschaft bestand, begann ich, meine Flucht vorzubereiten.
Ich vertraute darauf, daß Gott mich sicher leiten würde. Ein anderer Kamerad, dem die Flucht mißlungen war, wurde ins Lager zurückgebracht und bekam zur Strafe den Kopf kahl geschoren. Deshalb bereitete ich meine Flucht sehr gründlich vor. Langsam reifte mein Plan:

Die dienstfreihabenden Unterführer konnten sich auch, um dem langweiligen Lagerleben zu entgehen, dem Arbeitstrupp hinten anschließen und mit hinausgehen. Diese Möglichkeit wurde oft genutzt, - und so sollte auch meine Flucht beginnen.

Ein Zeltkamerad, ein Oberfeldwebel, war ein gläubiger Katholik und hatte ein vertrauliches Verhältnis zu mir. Er wollte sich gerne meinem Unternehmen anschließen. Es war ein Wagnis, noch jemand mitzunehmen, und ich nahm ihm das Versprechen ab, daß er sich im Zweifelsfall meinen Entscheidungen fügen würde.

Meiner Frau schrieb ich einen letzten Brief, der meinem Fluchtplan enthielt. Er machte auf die bewährte Weise von Hand zu Hand seinen Weg und wurde schließlich durch einen amerikanischen Offizier, der nach Frankfurt mußte, zu Hause im Geschäft bei meinen Schwiegereltern abgeliefert.

Alle Gefangenen trugen amerikanische Bekleidung ohne Rangabzeichen mit einem großen "PW" (prisoner of war = Kriegsgefangener) in weißer Farbe auf dem Rücken und vorn auf den Hosenbeinen.

In der Kleiderkammer unseres Lagers besorgten wir uns nun neue Hosen und Jacken - unsere "Reisebekleidung"! Auf diese malte ich das "PW" mit Hilfe einer Schablone schön dick mit Kreide, anstatt mit Pinsel und Farbe auf.

Inzwischen hatte der November schon mit Kälte begonnen. So fütterte ich meine Jacke sorgsam aus. Dazu schnitt ich eine gerade neu empfangene dicke Wolldecke zu und nähte die Teile von Hand in meine Jacke. Auch meine Zeltkameraden bewunderten diese Idee, sich rechtzeitig für den Winter auszustattten. Da ich schon öfters durch Basteleien und kleine handwerkliche Tätigkeiten zur Verbesserung unserer Lebensumstände beigetragen und jedesmal ihre Anerkennung gefunden hatte, wurde keiner argwöhnisch.

Zu diesen kleinen praktischen Einrichtungen gehörte unter anderem zum Beispiel ein Zugstrippennetz, womit jeder von seinem Platz aus die elektrische Zeltbeleuchtung oder eine Dämmerlichtbeleuchtung für die Nacht an- und ausschalten konnte . Diese war sehr hilfreich, da wir sehr eng im Zelt beieinander lagen; so störte man sich mit Hilfe der Nachtbeleuchtung gegenseitig nicht so sehr, wenn man nachts einmal hinaus mußte. Man war also gewohnt, daß ich mich mit irgend einer Sache beschäftigte und störte sich nicht daran.

Um sicher nach Hause zu kommen, planten wir, nur nachts zu wandern und tagsüber verborgen zu schlafen. Die Nord-Süd-Achse des Mondes zum Horizont (Süden) sollte uns Orientierung geben. Um nicht aufzufallen, konnten wir auch keinen Vorrat an Lebensmitteln mitnehmen. Zwei Kekse an einem Tag für eine Woche mußten für jeden reichen. Im Übrigen hofften wir, unterwegs etwas zu finden, was uns den größten Hunger stillen könnte.

Der Tag X

An einem dienstfreien Tag im November hielten wir den Zeitpunkt zum Aufbruch zur Flucht für gekommen. Niemand im Unterführerzelt hatte eine Ahnung. Wir faßten Mut und schlossen uns dem Arbeitstrupp als Spaziergänger hinten an, das Allernotwendigste über den Arm gehängt. Unsere Herzen waren beunruhigt, aber wir fielen nicht auf. Ich richtete meinen Blick auf Gott und mir wurde neu bewußt: "Von allen Seiten umgibst Du mich und hältst Deine Hand über mir. Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen." Psalm 139,5-6. "Aber wohin soll ich gehen und wohin fliehen?" "Aber Du Herr bist mein Fels und meine Burg. Um Deines Namens willen wollest Du mich leiten und führen." " Ich freue mich und bin fröhlich über Deine Güte, daß Du mein Elend ansiehst und nimmst Dich meiner an und übergibst mich nicht in die Hände meines Feindes. Du stellst meine Füße auf weiten Raum." Psalm 31, 4.8.9. An solche Worte erinnerte ich mich und war in meiner Glaubensgewißheit nicht sehr beunruhigt.

Etwa eine halbe Stunde vor dem Ende der Friedhofsarbeit setzten wir uns ab und gingen tief in den angrenzenden Wald. Hier klopften wir unsere mit Kreide aufgemalten "PW"s von unserer Kleidung ab, so daß wir jetzt nicht mehr von weitem als Kriegsgefangene zu erkennen waren.

Die erste Nacht unserer Flucht

Als wir an den Waldrand kamen, sichteten wir in der Nähe ein Dorf. So versteckten wir uns hinter einem Buschwerk, um die Dämmerung abzuwarten. Wir waren gut getarnt, aber sehr überrascht, als plötzlich ein Jäger im Wald erschien. Sein Hund suchte in allen Richtungen. Auf einmal lief er witternd auf uns zu. Angst überfiel uns, und unsere Herzen begannen zu hämmern. Er kam uns immer näher. Wir waren in größter Gefahr, entdeckt zu werden. Ich betete. Sollte unsere Flucht so schnell zu Ende sein? Unfaßbar für mich! Fast hatte der Hund unser Versteck erreicht, da wehte mit einem Mal kurz eine frische Brise durch den Wald, der Hund verlor seine Spur und kehrte zu seinem Herrn zurück. Gott hatte uns wunderbar vor dem Entdecktwerden bewahrt.

Als die Dämmerung hereinbrach, machten wir uns auf den Weg. Es galt, in der ersten Nacht möglichst weit zu kommen, um aus dem Fahndungsbereich herauszusein. Sicher hatte man unser Fehlen inzwischen entdeckt.

Wir umgingen das Dorf, stiegen durch die Weidezäune, wanderten über Äcker, Wiesen und durch Wälder in nordöstlicher Richtung, jeden Weg meidend, um keinem Menschen zu begegnen. Unaufhaltsam schritten wir voran, uns keine Ruhepause gönnend, um möglichst weit voranzukommen.

Es war eine schöne Nacht mit einem klaren Sternenhimmel. Der Mond hatte sein fahles Licht über das Land gelegt, so daß wir gut sehen und zielsicher gehen konnten.

Als wir dann zu später Nachtstunde in einen mit Wald umrahmten Wiesengrund kamen, staunte ich über das märchenhafte Bild, das sich uns bot. Die Landschaft war von silbernem Mondlicht übergossen. Dünne Nebelschleier lagen wie Strähnen über dem Waldrand und hingen wie ein Gespinst an den Büschen. Da ging mir in Anbetung, wie im Chorgesang, das Lied durch Herz und Sinn: "Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch Dein Allmachtswort, wenn ich auf alle jene Wesen achte, die Du regierst und nährest fort und fort, dann jauchzt mein Herz Dir, großer Herrscher, zu: Wie groß bist Du! Wie groß bist Du! Blick ich empor zu jenen lichten Welten und seh der Sterne unzählbare Schar, wie Sonn und Mond im lichten Äther zelten, gleich goldnen Schiffen hehr und wunderbar, dann jauchzt mein Herz Dir, großer Herrscher zu: Wie groß bist Du! Wie groß bist Du!"

Trotz der großen Anspannung meiner Nerven war der Gang durch diesen Wiesengrund ein wirklicher Genuß für mich; - doch wir strebten weiter, unentwegt weiter, der Heimat zu. Aber nun spürte ich auch die ungewohnten Anstrengungen in meinen Gliedern, und besonders mein rechtes Knie fing an zu schmerzen.

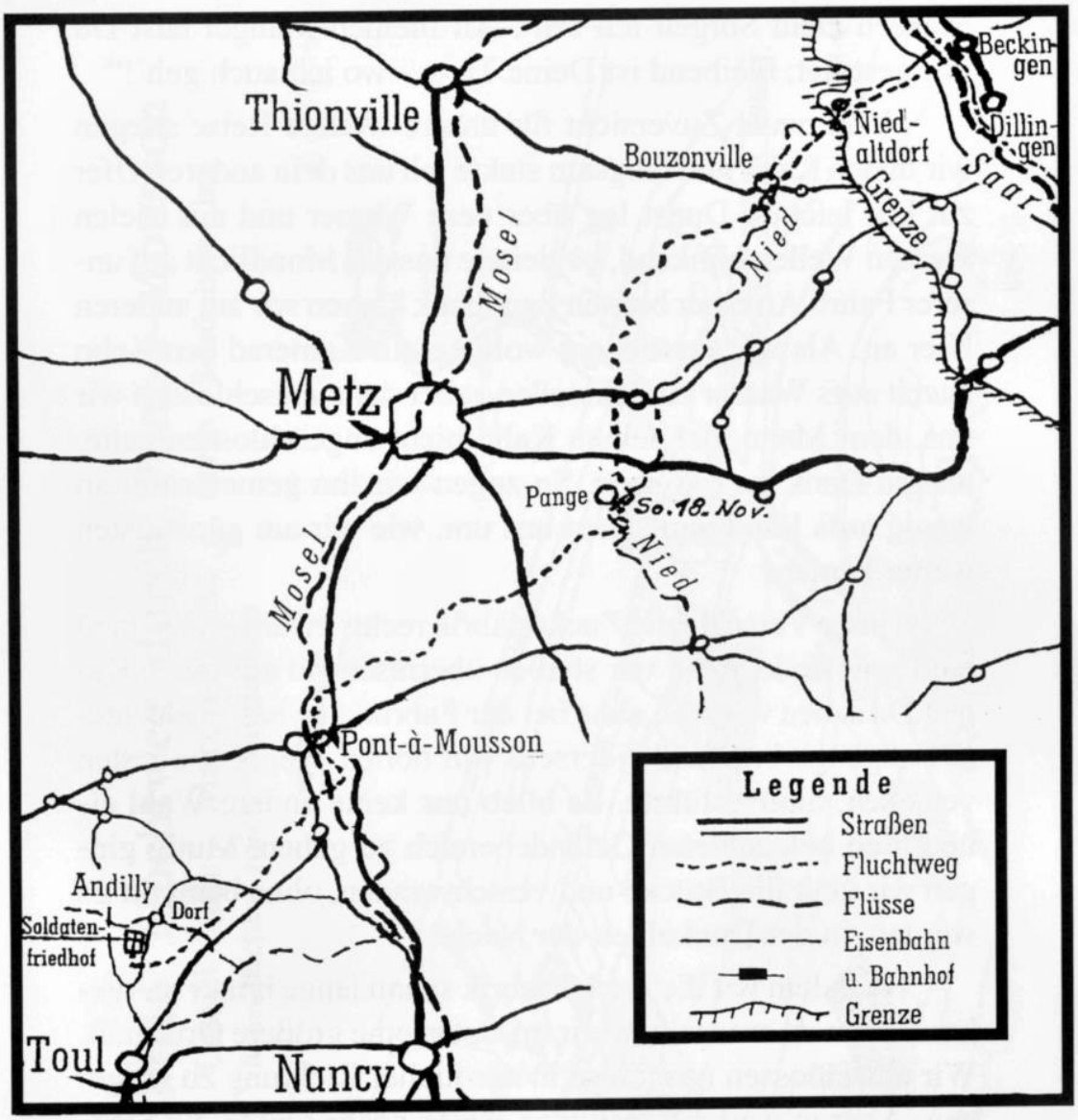
Nach einiger Zeit stießen wir an einen Fluß. Er war breit und flach und hatte nur eine ganz geringe Strömung; es war die Mosel. Auf der anderen Seite des Flusses sahen wir links eine Zuckerfabrik im Nachtbetrieb.

Eine Brücke war weit und breit nicht zu sehen, aber genau an der Stelle des Ufers, lag auch ein Kahn. Bei der Suche nach einer Stange, um uns hinüberzustaken, entdeckten wir noch viele Kähne am Ufer, oft dicht nebeneinander. Sie gehörten wohl den in der Fabrik Beschäftigten, die damit zur Arbeit übersetzten. Alle waren mit einem Schloß an der Kette befestigt, nur der eine nicht, den wir zuerst sahen.

Wie wunderbar hatte Gott vorgesorgt! Ich staunte wieder neu über die Treue Gottes. Voll Dank betete ich ihn in meinem Innersten an, mit dem Liedvers: "Bleibend ist Deine Treu! Bleibend ist Deine Treu, wo immer ich geh': Morgen für Morgen Dein Sorgen ich seh'. All meinen Mangel hast Du mir gestillet; bleibend ist Deine Treu, - wo

ich auch geh'!"

Voll neuer Zuversicht für unsere weitere Reise stiegen wir in den Kahn und langsam stakte ich uns dem anderen Ufer zu. Ein leichter Dunst lag über dem Wasser und aus vielen kleinen Wellen blinkend, begleitete uns das Mondlicht auf unserer Fahrt. An einer breiten Sandbank kamen wir am anderen Ufer an. Als wir ausstiegen, wollte mein Kamerad den Kahn zuerst aufs Wasser zurückstoßen, aber dann entschlossen wir uns, dem Mann, der seinen Kahn nicht angeschlossen hatte, unsern Dank zu erweisen. So zogen wir ihn gemeinsam ein wenig aufs Land und sahen uns um, wie wir am günstigsten weiter kämen.



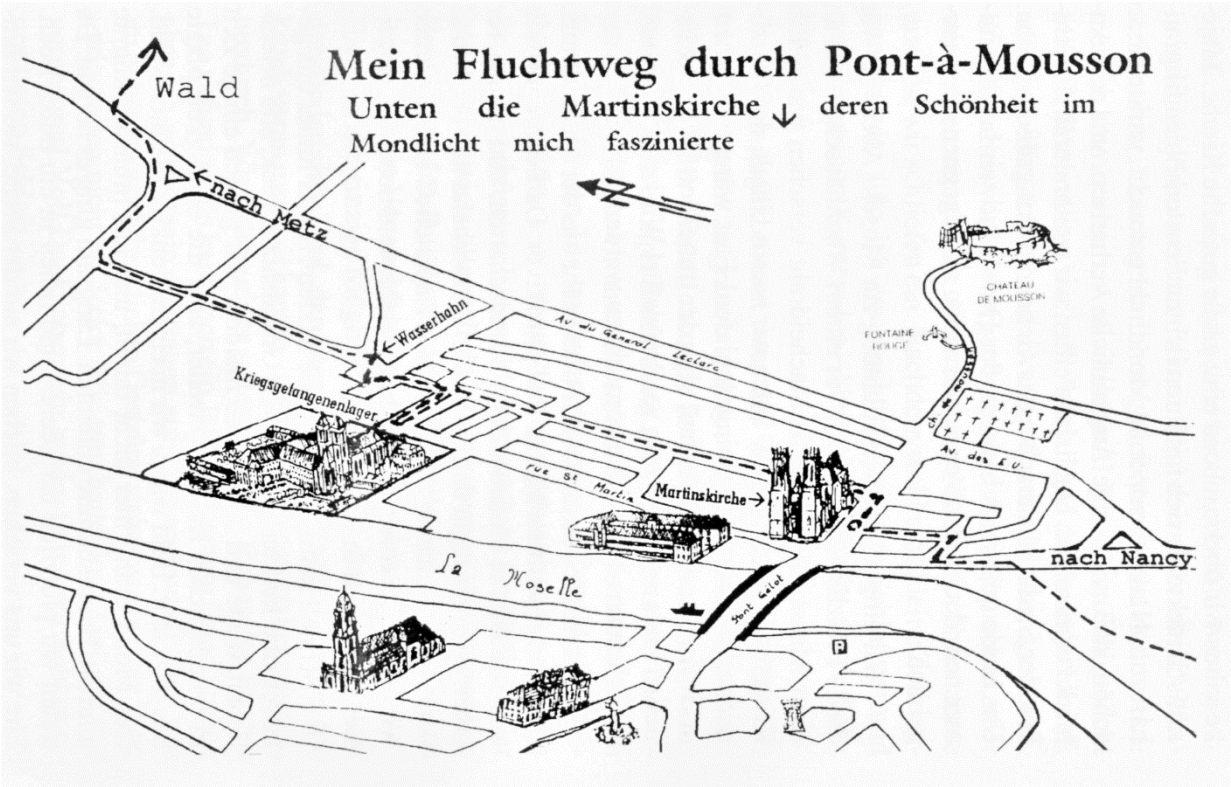
Mein Fluchtweg über die deutsche Grenze

Von Toul bis Metz sind es 62 Straßenkilometer.
Von Andilly bis Beckingen dürften wir160 km gelaufen sein.

Wir marschierten nachts - tags schliefen wir.
Sonntag, den 18. November 1945 "schliefen" wir bei Pange in einem Busch, vor den sich bald Angler setzten - ich wagte kaum zu atmen.
Am folgenden Tag hatte ich meinen 34. Geburtstag und den ersten Hochzeitstag.

Unser Versuch, die Zuckerfabrik rechts zu umgehen, fand bald sein Ende, denn wir stießen überraschend auf einen Kanal. Da sahen wir, daß nahe bei der Fabrik eine hell erleuchtete Fußgängerbrücke, beiderseits mit hohen Treppenpodesten versehen, hinüberführte. Es blieb uns keine andere Wahl als über den beleuchteten Geländebereich zu gehen. Mutig gingen wir über die Brücke und verschwanden, ohne bemerkt zu werden, in der Dunkelheit der Nacht.

Nachdem wir die Zuckerfabrik schon lange hinter uns gelassen hatten, entdeckten wir im Osten eine größere Ortschaft. Wir entschlossen uns, diese in nördlicher Richtung zu umgehen. Aber je weiter wir gingen, desto näher rückte die Siedlung an uns und an die vor unseren Augen auftauchende Mosel heran. Schließlich sahen wir keinen Ausweg mehr, wir mußten nun unseren Grundsatz verlassen und doch mitten durch den Ort unseren Weg fortsetzen, denn die Häuser standen bis an das Ufer des Flusses. Vorsichtig betraten wir die Straßen. Es war die Stadt Pont-à-Mousson. Sie lag in tiefem Schlaf und wirkte völlig menschenleer. In der Nähe der Brücke sahen wir überraschend eine große gotische Kirche. Majestätisch reckte sie sich mit ihren lichten Fensterhöhlen filigranhaft zum Himmel empor. In Mondlicht getaucht, wirkte sie so schön, daß wir einige Augenblicke verharrten, um den Anblick zu genießen. Doch dann eilten wir weiter durch die Straßen der Stadt. Mir machte das Gehen immer größere Mühe. Uns beide quälte auch ein großer Durst, und wir hofften immer neu, doch irgend einem Brunnen zu begegnen, aber vergeblich.



Wir gingen weiter in Richtung zur Mosel.- Aber was war das? - Plötzlich standen wir vor einem Wachhäuschen und an einer Mauer, die oben mit Stacheldraht versehen war. - Ein Kriegsgefangenenlager! - Doch wir hatten Glück, der französische Wachmann war eingeschlafen! Fast wären wir erneut in Gefangenschaft gelaufen; aber der treue Gott hatte uns bewahrt. Preis und Anbetung sei ihm dafür! Wir kehrten um und schlichen uns leise, ohne bemerkt zu werden, davon.

Allmählich kamen wir immer mehr aus der Stadt heraus. Die Häuser wurden kleiner und primitiver. Da fiel mein Blick auf eine dunkle Hauswand im Mondschatten, und überraschend ragte da ein großer Wasserhahn aus der Wand heraus! Vielleicht eine öffentliche Zapfstelle? Hier löschten wir unseren brennenden Durst ausgiebig und neue Lebensgeister erwachten in uns.

Schnell hatten wir dann die letzten Häuser hinter uns gelassen und kehrten zu unserem Grundsatz zurück, alle öffentlichen Wege und Straßen zu meiden. Wir gingen einige Zeit in nordöstlicher Richtung weiter, aber die Müdigkeit plagte uns jetzt sehr. Bald waren wir in einem dunklen, dichten Wald. Der Mond drang hier nicht durch, und nur mühsam konnte man die Baumstämme erkennen. Langsam ging es bergan. Da traten wir plötzlich ins Leere - und fielen in ein tiefes Loch. Ehe wir uns versahen, blieben wir auf der Stelle, wo wir hingefallen waren, liegen und schliefen ein, obwohl wir eigentlich weitergehen wollten. In meinem Innersten rief es:" Weiter! - weiter!" Da wachte ich sogleich wieder auf und weckte meinen Kameraden: "Auf! Stehe auf! Wir können hier nicht bleiben. Wir müssen weiter!" Wir stiegen die Anhöhe hinauf, und noch einmal fielen wir in ein großes trichterförmiges Loch. Wieder

hatten wir uns vorgenommen, sofort aufzustehen, aber wir kamen nicht dazu. Eine bleierne Müdigkeit übermannte uns und wir schliefen ein. Nachdem wohl eine kleine Zeit vergangen war, fuhr ich erschreckt aus meinem Schlaf auf und weckte meinen Kameraden.- Und weiter ging's, die Anhöhe hinauf.

Oben angekommen, war der Wald licht geworden. Der Morgen begann zu grauen und vor uns lag eine große ebene Fläche in der Waldlichtung, fast schulterhoch mit Gras bewachsen.In einiger Entfernung sahen wir darin ein Liebespärchen in trauter Umarmung.Für uns war es Zeit, ein Versteck für den Tag zu finden, bevor es hell wurde. Da entdeckten wir ein ringförmig gewachsenes hohes Brombeergebüsch mit einer kleinen schönen Freifläche in der Mitte. Aber wie sollten wir da hineinkommen? Beim genauen Betrachten des Buschwerkes entdeckten wir eine Stelle, an welcher keine Verwachsung mit dem Erdboden vorhanden war. Hier war die einzige Möglichkeit, wo man, den Kopf dicht an den Boden drückend, darunter hindurchkriechen konnte. Ich kroch voran, und wir kamen, ohne Schrammen zu bekommen, hindurch. Wir hatten einen guten sicheren Ruheplatz für den Tag gefunden. Es kam noch ein Jäger mit einem Hund vorbei, aber ich setzte mein Vertrauen auf Gott und wir fühlten uns im hohen undurchdringlichen Gestrüpp sicher wie in einer Burg und wurden nicht entdeckt. Wie treu hatte doch Gott für uns vorgesorgt! Voll Dank, aber sehr müde, fielen wir bald in einen tiefen Schlaf.

Die erste Nacht, die erste Etappe unserer Flucht, hatten wir hinter uns und waren nun gewiß außerhalb des Fahndungsbereiches. Später sah ich anhand der Karte, daß wir ca. 40 Kilometer gelaufen waren. Der Gang über die weichen Äcker, Wiesen und Wälder hatte uns lahm und müde gemacht.

Die nächsten "Tages"-märsche

Als es Abend wurde, erwachten wir vom Schlaf erquickt. Mit neuen Lebensgeistern angetan, frühstückten wir unsere Tagesration: zwei trockene Kekse für jeden, aber was war das schon bei dem mächtigen Hunger, den wir nach den großen Anstrengungen hatten?! In unseren Beinen spürten wir jetzt einen Muskelkater, aber die Schmerzen in meinem Knie hatten nachgelassen. Die Dunkelheit der Nacht begann, sich über die Welt auszubreiten, als wir dicht auf den Boden gepreßt, aus unserer "Burg" herauskrochen und mutig unseren Weg fortsetzten.

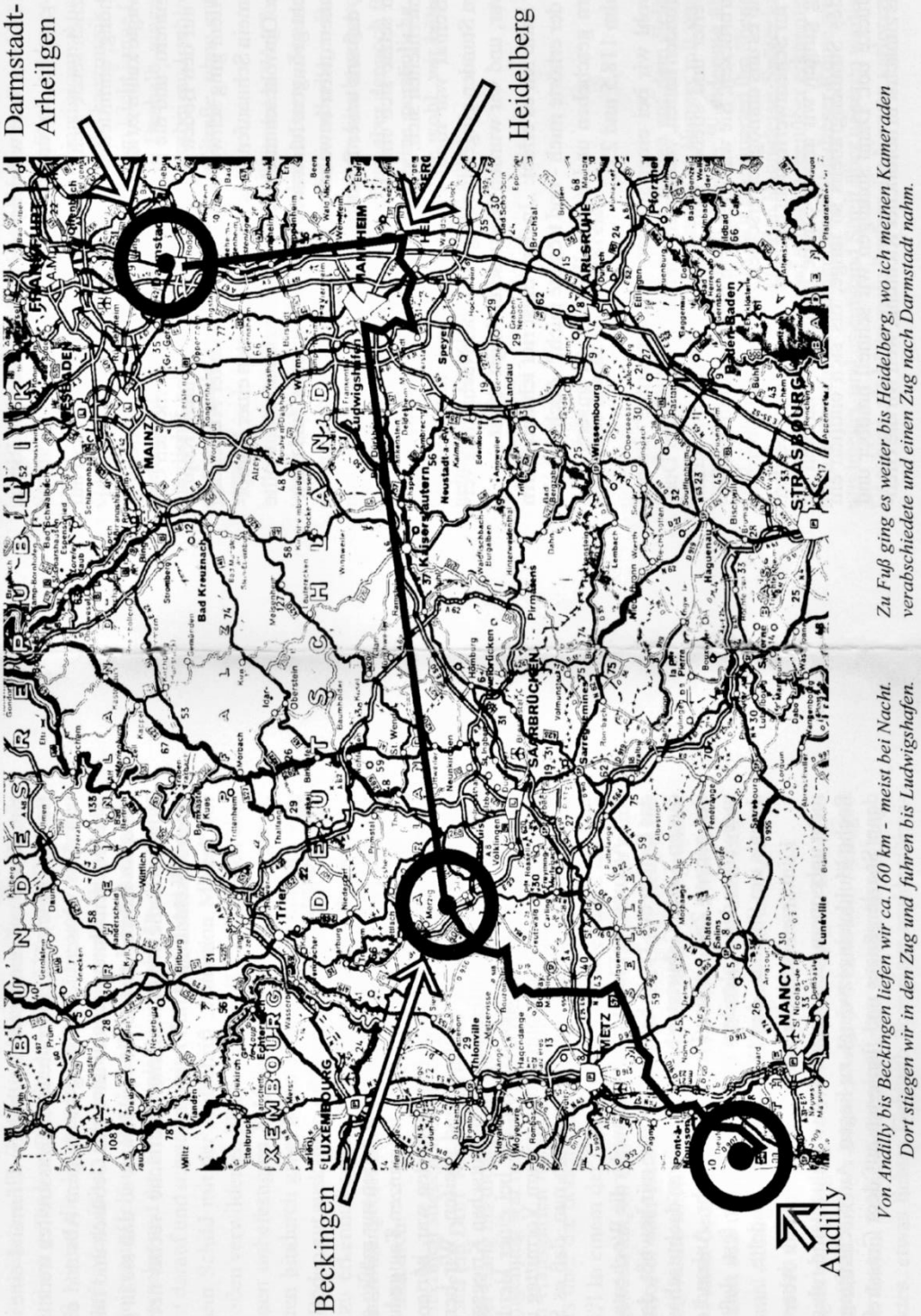
Wir hatten uns vorgenommen, einen solchen Gewaltmarsch, wie in der ersten Nacht, nicht mehr zu machen. In Ruhe wollten wir nun, in gut zu bewältigenden kleineren Etappen, weiterziehen.
Es war nun kälter geworden, und bald hatten wir auch den Wald hinter uns gelassen und sahen im matten Mondlicht die weite Flur vor unseren Augen. Es ging weiter über ausgedehnte Äcker und wir versuchten erfolglos, etwas Eßbares zu finden. Da wäre ich in später Nachtstunde fast über ein Bodenhindernis gestolpert. Es war ein auf dem Feld stehengebliebener Blumenkohlkopf; endlich eine gefundene Überlebenschance für uns auf der Flucht. Er hatte schon durch den Frost gelitten und schmeckte bitter. Mein Kamerad verzichtete, aber ich aß ihn trotzdem widerwillig gegen den Hunger. Später stießen wir auf ein Maisfeld. Leider waren keine Maiskolben mehr darauf zu finden. Es standen nur noch die Maisstangen mit trockenen Blättern da. Beim gründlichen Suchen fanden wir aber, daß die Stangenspitzen noch etwas weich waren und ein wenig süß schmeckten. Diese knabberten wir gegen den Hunger, obwohl sie recht holzig waren.

Gegen Morgen fanden wir als einzige Versteckmöglichkeit ein großes Buschwerk mitten im weiten Feld. Es bot wenig Schutz vor dem kalten Wind, der durch die Felder streifte. Da es anfing zu dämmern, legten wir uns doch hinein, um dort auzuruhen für den neuen Tag. Die Sonne hatte durch die matten Wolkenschleier, die sich über sie gelegt hatten, ihre wärmende Kraft verloren. Trotz meiner dick gefütterten Jacke, fror ich entsetzlich. So war an Schlaf nicht zu denken, und wir waren froh, als wir am Abend wieder zu unserem weiteren Weg nach Hause aufbrechen konnten.

In den folgenden Nächten war der Himmel bedeckt und der Mond gab uns keine Orientierung für unsere Nachtwanderungen mehr. So gingen wir einfach aufs Geratewohl weiter - ein Wagnis war's! Als wir dann in einen dichten und dunklen Wald kamen, war es mit jeglicher Orientierung vorbei. Zu unserer Verwunderung merkten wir plötzlich, daß wir demselben Haus im Wald noch einmal begegneten. Wir waren also im Kreis gelaufen. Den Rest der Nacht gingen wir mit mehr Umsicht den richtigen Weg weiter. Wegweisend wurde jetzt für uns der Widerschein der Sonne am nächtlichen Horizont. Um Mitternacht ist auch bei größter Dunkelheit der Himmel am Horizont im Norden ein wenig heller.

So wechselten die Tage und immer wieder fanden wir am Abend ein gutes Versteck für den Tag. Einmal stellten wir fest, daß wir an die Hauptstraße kamen, die vom südlichen Elsaß nach Metz führt. Wir setzten aber unseren Weg durch das ansteigende Gelände fort. Unsere letzten Kekse hatten wir schon verzehrt und der Hunger plagte uns sehr. Doch achteten wir nicht darauf und schritten weiter durch Feld und Wald, bis wir an ein Schild mit der Aufschrift

"Attention Mines" vor einer großen verwilderten Fläche kamen. Wir entdeckten aber auch einen unbefestigten Feldweg mit frischen Fahrspuren, der mitten hindurch ging. Mein Kamerad, der sich mit verminten Böden gut auskannte, erklärte, daß, wenn frische Fahrspuren zu erkennen seien, man unbesorgt auf diesem Weg durch ein Minengebiet laufen könne und so kamen wir unbeschadet hindurch. Schließlich stießen wir mitten in der Nacht in einem engen



Tal auf ein Dorf. Rechts davon war in dem tiefen Dunkel ein steiler Hang bis dicht an die Häuser reichend zu erkennen. Eine Umgehung war nur links durch die bis an den Hang reichenden Hausgärten möglich. Es blieb für uns kein anderer Weg, als über die hohen Gartenzäune zu klettern.- Aber was war das?! In einem der Gärten gingen wir über dem am Boden liegenden langen Gras wie über Knollen. "Aber wie kommen Kartoffel oder runde Steine unter das Gras?" fragte ich mich. Ich fühlte mich gedrungen, die Ursache zu ergründen und fand unter dem dichten Gras viele viele reife Birnen! Sie schmeckten süß und köstlich und wir aßen uns nach langer Zeit einmal richtig satt.

Es war ein Festmahl für uns, und wir nahmen auch einen kleinen Vorrat für "unterwegs" mit.

Gegen morgen ging es wieder etwas bergab. Der neue Tag kam näher, und wir konnten weit und breit kein richtiges Versteck finden. Schließlich entschieden wir uns für ein langgestrecktes, etwas lichtes Gebüsch über einer muldenförmigen Rinne auf dem rechten erhöhten Uferrand eines breiten Baches (Nied). Ein etwas breiterer Grasstreifen trennte diesen von dem Wasser. Jenseits lag in einigem Abstand ein Dorf. Wir krochen hintereinander unter das Gebüsch und füllten mit unserem Körper gerade die Mulde aus, so daß sie in gleicher Höhe, wie die weithin offene Feldfläche rechts neben uns, ihren Abschluß fand.

Die "Sonntagsruhe"

Die Dunkelheit wich, und wir waren nur mäßig gedeckt. Wir waren deshalb gezwungen, den ganzen Tag geduckt liegend zu verharren. Als es Tag geworden war, hörten wir jemand deutsche Lieder singen und pfeifen. Wir bemerkten rechts in einiger Entfernung einen deutschen Kriegsgefangenen in einem feldgrauen Mantel, der bei einer Herde Kühe stand und sie hütete. Dann hörten wir am Vormittag im Dorf die Kirchenglocken läuten und wußten nun, daß es Sonntag war.

Auf unserer Flucht waren uns weder die Wochentage noch das Datum des Tages bekannt. Es war mir bewußt, daß ich in diesen Tagen Geburtstag hatte, aber daran dachte ich während der ganzen Zeit meiner Flucht nicht mehr. Anhand des immerwährenden Kalenders stellte ich später fest, daß es sich damals um Sonntag, den 18. November handelte.

Es war ein schöner heller Tag geworden. Aber es war recht unbequem, den ganzen Tag so geduckt und ruhig, in die flache Mulde eingezwängt, zu liegen. Am Nachmittag kamen dann Spaziergänger und flanierten auf dem Grasstreifen am Bach hin und her, und wir drückten uns tief in unsere Rinne, um nicht gesehen zu werden.

Plötzlich setzte sich ein Angler in den Busch hinein auf die Böschung, unmittelbar neben mich.- Ich erschrak furchtbar und wagte kaum zu atmen. Mein Herz fing vor Aufregung an zu hämmern, und die Pulsschläge dröhnten in meinen Ohren. Hart auf den Boden gepreßt lag ich mit meinem Kopf, - und der Atem ging schwer und stark. - Vor lauter Aufregung hörte ich mein Schnaufen so laut wie das Prusten einer Dampfmaschine. Obwohl ich mich bemühte, ruhig zu atmen, wollte es mir nicht gelingen. Ich war außerstande zu beten und dachte nur immer: "Herr bewahre uns!" Es schien mir fast unvermeidlich, daß uns unser Schnaufen verraten würde.

Nun setzte sich ein zweiter Angler noch dazu und die beiden unterhielten sich. Nach und nach wurden wir ruhiger, aber an Schlaf war nicht zu denken. Nach nicht endenwollenden Stunden gingen die Angler als der Nachmittag vergangen war, und wir wurden von unserer Angst erlöst.

Hier hatte ich es erlebt: "In der Angst rief ich den Herrn an; - und der erhörte mich - und tröstete mich!" Auch das "ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen" (Psalm 118,5 und 23).

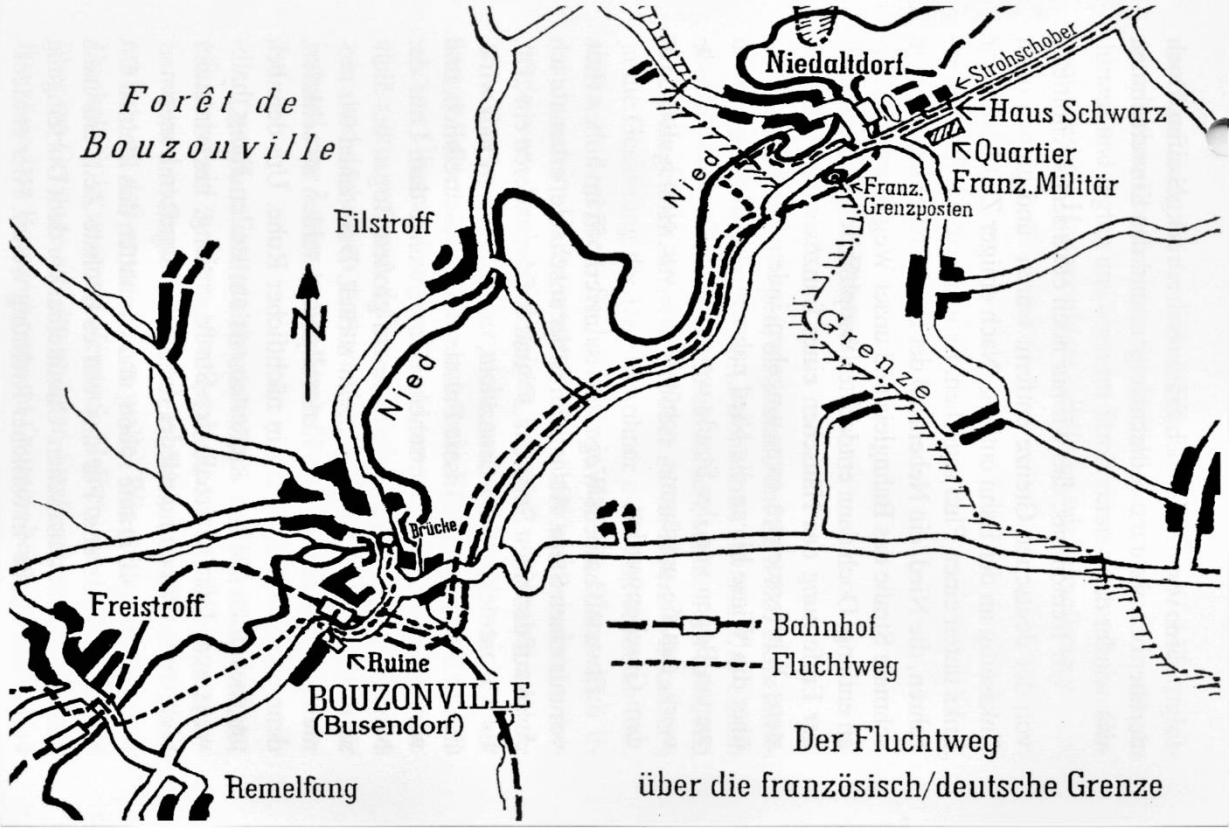
Obwohl wir bei einer solchen "Sonntagsruhe" keinen Schlaf gefunden hatten, wanderten wir nach Einbruch der Dunkelheit weiter und stießen bald auf die Fernverkehrsstraße Metz-Saarbrücken. Sie war so stark in beiden Richtungen befahren, daß es uns unmöglich erschien, die Straße zu überqueren, ohne im Scheinwerferlicht der Autos gesehen zu werden. Vorsichtig gingen wir an die Straße heran und warteten im Schutze des Straßengrabens so lange, bis sich endlich ein Fahrzeuglücke bot. Dann sprangen wir schnell hinüber und hielten uns zunächst in nördlicher Richtung, weil wir die Grenze des dicht besiedelten Saargebietes im Raum Völklingen-Saarbrücken meiden wollten. Schließlich kamen wir in die Nähe eines hell erleuchteten Lokals in einigem Abstand von einen rechts liegenden Dorf. Es ertönte Tanzmusik von dort. Vor dem Haus erkannten wir in hellem Licht junge Leute, die in ausgelassener Stimmung waren. Deshalb gingen wir in möglichst großem Abstand daran vorbei und schlichen uns erst am Rande des Dorfes über die Straße, ohne entdeckt zu werden.

Indem wir nun befreit und froh unseren Weg fortsetzten, verlor sich allmählich der Schrecken unserer "Sonntagsruhe". Auch mein Kamerad erkannte die wunderbaren Bewahrungen unseres treuen Gottes auf unserem Fluchtweg wohl an. Er war praktizierender Katholik, schien aber dennoch für Gottes gütiges Handeln und Reden und seine persönliche Führung keine Antenne zu haben. Er meinte wohl, wir hätten Glück gehabt und sprach nicht gerne darüber.

Die letzte Nacht in Frankreich

Nachdem wir noch einige Rüben auf dem Felde gefunden, und diese für den schlimmsten Hunger mit uns genommen hatten, stießen wir nach längerer Wanderung über freies Feld an einen kleinen Fluß. Wir überquerten ihn über die Brücke und auch die anschließenden Bahngleise. Später kamen wir zu einer Häuserruine, und schräg gegenüber erkannten wir ein noch unversehrtes Bahngebäude. An dieser Ruine wurden wir uns uneins, und es entstand Streit über unseren weiteren Weg. Es schien, als hätte mein Partner die Nerven verloren. Ich gab deshalb zunächst nach und folgte ihm bis auf eine zweite Brücke über den Fluß (Nied). Aber ich wurde unruhig, und empfand in meinem Innersten ein deutliches "Halt!" - wie von Gott gesprochen. Ich konnte und wollte nicht weitergehen und bat meinen Weggefährten herzlich, doch mit mir zur Ruine zurückzugehen, was er schließlich auch tat. Wir planten jetzt, uns zu unserer Orientierung aus dem Bahnhofsgebäude die Bahnkarte von der Fahrplanwand zu beschaffen. Zunächst versteckten wir uns im Trümmergrundstück gegenüber. Meinem Kameraden war aller Mut entfallen, so machte ich mich im Vertrauen auf Gottes Leitung auf zum Bahnhof.

Außen am Bahnhofsgebäude entzifferte ich den Ortsnamen "Bouzonville". Vorsichtig öffnete und schloß ich dann leise nach meinem Eintreten die sich selbst schließende Tür. Es war stockfinster im Raum. Kein Mensch war zu erkennen, obwohl ich hörte, daß sich einige Reisende - auf den Bänken sitzend - französisch unterhielten. Es mag zwischen fünf und sechs Uhr morgens gewesen sein, und es blieb mir nicht viel Zeit vor dem anbrechenden Tag. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, ging ich vorsichtig auf die Suche und erkannte im Dunkel die ein wenig hellere Fahrplanwand. Nur durch sehr angestrengtes Betrachten konnte ich die Karte des Bahnnetzes erkennen. Leider war sie an den Rändern rundum festgeklebt. Es gelang mir, den oberen Rand und die beiden Seiten nach und nach vorsichtig abzulösen, ohne dabei Geräusche zu verursachen. Dann ergriff ich die Karte oben mit beiden Händen, zog sie mit einem lauten "Ratsch" nach unten von der Wand und stürmte durch die Tür, die krachend ins Schloß fiel. Im Versteck angekommen verbrauchten wir unsere letzten Streichhölzer, um die Karte zu lesen. Nun war uns klar, daß wir nur der Bahnlinie zu folgen brauchten, um nach Deutschland zu kommen, und das war nicht mehr weit. Hätte ich dem Rat meines Freundes gefolgt, wären wir wieder nach Frankreich zurückgelaufen. Doch darüber bewahrte ich Stillschweigen, und das Einvernehmen war wieder da.



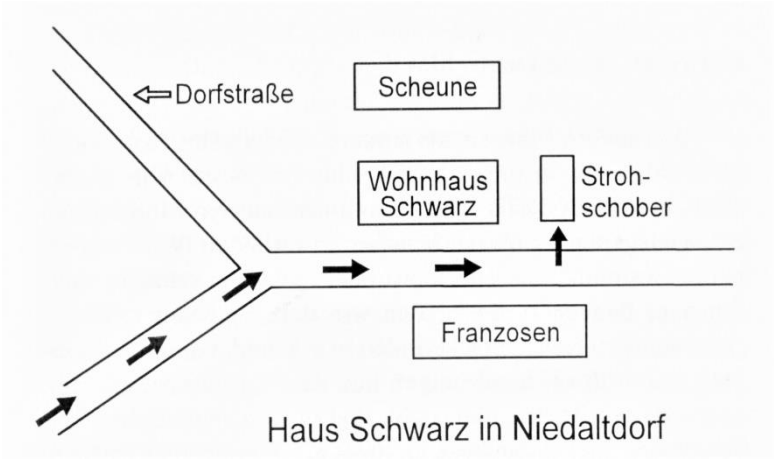
Wir freuten uns, daß wir nur noch etwa sechs Kilometer von der deutschen Grenze entfernt waren und gingen dann linksseitig an der Bahn entlang. Nach einiger Zeit hörten wir links unten einen Fluß rauschen. Es war, wie wir hernach erfuhren, die Nied, ein Nebenfluß der Saar. Später kreuzte eine schmale Straße das Bahngleis und unser Weg führte nun daran entlang. Doch dann entdeckten wir plötzlich rechts in einiger Entfernung das Häuschen eines französischen Wachpostens. Wir versuchten, es zu umgehen, indem wir unseren Weg über die Wiese bis an die Nied nahmen, die allerdings einen weiten Bogen von der Straße weg machte. Das hohe Buschwerk, das sie umsäumte,

schützte uns wie eine Kulisse vor dem Gesehenwerden.- Etwa auf halbem Wege sah ich unverhofft im hohen Gras vor mir einen Stein. Als ich ihn näher anschaute, erkannte ich daran auf der einen Seite ein "F" und auf der anderen ein "D". Es war tatsächlich der Grenzstein, und wir waren nun wirklich in Deutschland. Unsere Freude war unbeschreiblich, und wir folgten nun auf deutschem Gebiet weiter dem Lauf der Nied. Der Fluß aber kehrte in einem großen Bogen bis dicht an die Straße zum Kontrollpunkt zurück. Dort sahen wir niemand. Der französischen Kontrollposten schien zu schlafen, denn auch die Straße lag in nächtlicher Ruhe. Um dennoch ungesehen zu bleiben, kletterten wir am steilen Hang, halbwegs zum Ufer unterhalb der Straße entlang, bis wir außer Sichtweite waren und wieder die Straße benutzen konnten.

Der Morgen graute schon, und wir hatten den kleinen Ort Niedaltdorf vor uns. Für uns war es höchste Zeit, uns nach einem Versteck umzusehen. Unmittelbar vor dem Dorfeingang verlief die Straße in östlicher Richtung weiter. Hier entdeckten wir, direkt an der linken Straßenseite, ein Gehöft mit einem hohen überdachten Strohschober daneben. Wir stiegen hinauf und legten uns oben im Stroh versteckt zur Ruhe. Obwohl uns der Hunger plagte, schliefen wir schnell ein.

Der erste Tag in Deutschland

Am andern Morgen, als jemand auf dem Hof Holz hackte, wurden wir in unseren "Strohbetten" wach. Um einem menschlichen Bedürfnis nachzukommen, suchten wir dringend eine Gelegenheit, unseren Schober zu verlassen. Wir kannten ja die Gesinnung der Hausbewohner nicht und scheuten uns, ihnen zu begegnen. So hofften wir, daß der Mann doch irgendwann im Haus verschwinden würde und wir dann unbemerkt vom Stroh hinabsteigen konnten, um uns zu erleichtern. Das tat dieser leider nicht, und wir konnten nicht mehr länger warten. Da machte sich mein Kamerad bemerkbar. Zu unserer Überraschung lief der Mann erschrocken in das Haus. Später erfuhren wir, daß er schwerhörig und etwas behindert war, und deshalb so merkwürdig reagierte. Kurz darauf legte jemand eine Leiter an den Strohdiemen und stieg zu uns hinauf. Der Mann stellte sich uns vor. Es war Herr Schwarz, der Hausbesitzer. Sofort hatte er erkannt, daß wir Kriegsgefangene waren und fragte uns nach dem "Woher und Wohin". Dann erklärte er, daß er uns helfen wolle. Wir sollten aber bis zur Dunkelheit in unserem Versteck bleiben, weil genau gegenüber im Gebäude auf der anderen Straßenseite Soldaten der französischen Besatzungsmacht Quartier bezogen hatten. Ich konnte nur staunen, daß wir nicht von ihnen entdeckt worden waren. War es doch schon fast hell geworden, als wir direkt ihnen gegenüber in den Strohschober gestiegen waren. Wie wunderbar hatte uns Gott vor dem Entdecktwerden bewahrt und in das richtige Haus geführt, so daß wir nicht wieder den Franzosen in die Hände gelaufen waren. Folgender Liedvers drückt unser Erleben aufs Beste aus: "Dir, Jesu, sei Lob und sei Ehr! Du bist meine Kraft, meine Ruh! Du hältst mich, was will ich noch mehr? Du kannst mich bewahren, und du willst mich bewahren! Allmächtig bist du!"



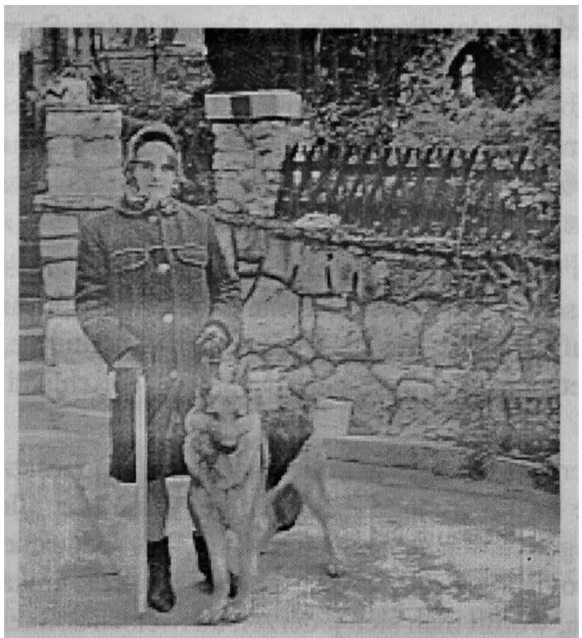
Haus Schwarz in Niedaltdorf

Es war ein schöner, heller Novembermorgen und die Kälte war völlig gewichen. Der Tau hing noch wie helle kleine Perlen an den zwischen den schrägen Dachstreben gespannten Spinnennetzen. Die Ruhe und Entspannung im Stroh tat uns nach unseren langen Strapazen so gut, daß wir hier gerne bis zum Abend warten wollten. Dennoch war es uns eine sehr willkommene Überraschung, als um die Mittagszeit Herr Schwarz plötzlich die Leiter heraufgestiegen kam, und uns eine große Menge guter kräftiger Suppe brachte, die schön dick und schmackhaft zubereitet war. Eine Frau aus dem Dorf hatte sie für uns gekocht, denn die Nachricht von den zwei auf der Flucht befindlichen Kriegsgefangenen hatte sich, obwohl streng vertraulich, so doch blitzschnell im Dorf verbreitet. Wir staunten über eine solche Wohltat. Diese Suppe war für uns ein wirkliches Festessen. - Nun endlich, nach so langer Zeit, etwas Warmes im Magen! Wie wohl das tat! Darüber vergaßen wir unsere noch im Rucksack vorhandene "Futterrübenrohkost" gerne.

Am Nachmittag erlebten wir eine weitere Überraschung. Ein ganzer Brotlaib und eine mittellange dicke Zervelatwurst wurde uns als Reiseproviant für unsere Weiterreise heraufgereicht. Es war eine weitere Spende von Dorfbewohnern, die uns, als vogelfreie Flüchtlinge, in ihre liebevolle Fürsorge eingeschlossen hatten. Ohne daß sie sich dessen bewußt waren, hatte Gott sie dazu bewogen, für uns zu sorgen und er machte uns damit frei von aller Besorgnis. Mein Herz war von Dankbarkeit erfüllt. Gott hatte bestätigt, was Julius Sturm in seinem Lied zum Ausdruck

bringt. "Herz, laß dein Sorgen sein! Sorgen schafft Angst und Pein und frommt doch nicht. Vertrau auf Gott den Herrn, sein Hilf' ist dir nicht fern. Gott schlummert nicht.- Nimm doch die Vöglein wahr, die aller Sorgen bar, so fröhlich sind! Gott, der Herr nähret sie! Bist Du nicht mehr als sie, nicht Gottes Kind?"

Als es dunkel wurde, und wir von den Franzosen nicht mehr gesehen werden konnten, nahm uns Herr Schwarz in sein Haus auf. Er klärte uns über die neuen Verhältnisse, die seit der Besetzung durch die Siegermächte in Deutschland herrschten, auf.



Frau Schwarz nach vielen Jahren (ca.1970)

Hier waren wir also in der französischen Besatzungszone. Alle Saarübergänge innerhalb der Zone und alle Rheinübergänge würden scharf kontrolliert. Die Deutschen hatten einen provisorischen Ausweis ohne Foto, die "Kennkarte", bekommen, womit man sich jederzeit ausweisen können mußte. Herr Schwarz war inzwischen auch in dieser Hinsicht für uns tätig geworden. Er hatte sich im Dorf von zwei Männern, die etwa unserem Alter entsprachen, zwei Kennkarten ausgeliehen und händigte sie uns aus. Nun galt es, die Namen, Geburtsorte und die Geburtstage zu erlernen, damit wir auf Befragen bei den Kontrollen, die uns beim Übergang der Saar bevorstanden, die richtigen Auskünfte geben konnten. Diese Kontrollen wurden immer wieder durchgeführt, um Leute mit falschen Ausweisen zu erkennen und dann gefangenzunehmen. Es wurde uns auch erklärt, daß wir in unseren amerikanischen Uniformen nicht weiterziehen könnten, denn daran würden die Franzosen uns sofort als geflohene amerikanische Kriegsgefangene erkennen. Frau Schwarz suchte deshalb auf dem Dachboden die besten alten Kleider für uns aus und nähte und flickte sie mit mehreren Anproben so zurecht, daß sie einigermaßen ordentlich saßen und wir uns damit sehen lassen konnten. Zwischendurch nahmen wir mit ihnen das Abendessen ein. Es war sehr spät in der Nacht, als die Näharbeit endlich getan war. Jeder von uns erhielt noch DM 50.- (heute ein Wert von ca. 300,. DM) ausgehändigt, womit wir unsere Heimfahrt bestreiten sollten. Wir konnten ihnen nur von ganzen Herzen unseren Dank für all die großzügige Hilfe aussprechen und versprachen, ihnen diese Auslagen umgehend zurückzusenden. Als wir endlich zur Ruhe kamen, durften wir auf den Sofas im Hause nächtigen.

Auf der Reise bis zum Rhein

Am nächsten Morgen erwachten wir froh über alle im Haus erfahrene Hilfe und darüber, daß wir nun als normale Reisende ein großes Stück weiter nach Hause kommen würden. Nach einem guten Morgenfrühstück probten wir noch einmal die Daten unserer Kennkarten und brachen dann zur Weiterreise auf . Herr Schwarz ging mit uns und führte uns an verschiedenen Dörfern vorbei bis an die Behelfsbrücke, die über die Saar führte. Hier prüfte der französische Wachtposten unsere Kennkarten und verzichtete auf eine weitere Befragung. Erleichtert gingen wir deshalb miteinander hinüber zum anderen Ufer, wo wir gleich zum Bahnhof Beckingen kamen. Hier blieb Herr Schwarz noch ein wenig bei uns, bis er dann mit den uns ausgeliehenen Kennkarten wieder den Heimweg antrat. Er hatte wirklich alles an uns getan, was man tun konnte und war, gemäß den Worten des Herrn Jesus in Matthäus 5,41 nicht nur eine Meile mit uns gegangen, weil er uns so wohlbedacht versorgte, sondern dazu noch ungenötigt auch die zweite, indem er uns die Heimreise mit der Bahn ermöglichte.

Wir lösten uns nun Fahrkarten bis nach Ludwigshafen/Rh. und wollten dort sehen, wie wir über den Rhein in die amerikanische Besatzungszone nach Mannheim kämen, um von dort mit der Schnellstraßenbahn nach Heidelberg zu gelangen, wo mein Kamerad seinen Wohnsitz hatte. Es dauerte nicht lange, bis ein Zug kam und wir gerieten beim Einsteigen in einen Waggon für Reisende mit Traglasten. Rundherum an den Wänden im großen Abteil waren Bretterbänke, also ein alter Viertklassewagen aus früherer Zeit. Wir versuchten, uns möglichst unauffällig zu verhalten, aber dennoch fühlten wir manchmal beobachtende Augen auf uns ruhen. Nach einiger Zeit nickte mir eine Frau mit freundlicher Miene zu, kam schließlich zu mir und flüsterte mir so leise wie möglich ins Ohr: "Ihr seid doch gewiß Kriegsgefangene!" Ich nickte nur ein wenig. Sie bestätigte mir dann ebenso leise: "Das sieht man euch an", und ging wieder an ihren Platz. Das riet uns zur Vorsicht. Ob wir ihr zu abgemagert vorkamen oder ob uns unsere etwas ungepflegte Erscheinung und die nicht ganz sitzende Kleidung verraten hatte?

Als wir in Ludwigshafen aus dem Zug stiegen, gingen wir zuerst zu Frau Herrmann in die Prinzregentenstraße, wo ich früher einmal gewohnt hatte. Diese, früher einmal vornehm gewesene Straße aus Wilhelminischer Zeit, und der Nordteil der Stadt, waren im Kriege bei den Bombenangriffen unversehrt geblieben. Ich war damals in den Süden der Stadt gezogen, wo alles - wie in der Stadtmitte - in Trümmern lag. Dort war ich total ausgebombt worden. Als ich wieder zum Militär einberufen wurde, hatte ich einen Koffer mit meinen Habseligkeiten bei meinen ehemaligen Wirtsleuten, der Familie Herrmann, zur sicheren Aufbewahrung untergebracht. Als wir nun hier an der Wohnungstür schellten und Frau Herrmann uns öffnete, fiel sie fast aus allen Wolken,- so überrascht und erstaunt war sie, mich als flüchtigen Kriegsgefangenen wiederzusehen. Sie nahm uns gerne auf und beriet nun mit uns, wie wir am besten weiterkommen könnten. Die größte Schwierigkeit, die wir zu überwinden hatten, war der Rheinübergang. Der Rhein war die Grenze zwischen der französischen und der amerikanischen Besatzungszone und streng bewacht. Auf der amerikanischen Seite würde es leichter sein weiterzukommen.

Nachdem wir gehört hatten, daß es gelegentlich Lücken bei der Kontrolle gab, entschlossen wir uns, es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Die Tochter Inge erbot sich, meinen Koffer auf die andere Rheinseite zu bringen und dort zu hinterlegen. Wenn keine Kontrollen wären, wollte sie uns sofort verständigen, damit wir nachfolgen könnten. Sie faßte sich Mut und ging uns voran. Leider mußte sie aber erkennen, daß die Kontrollen an diesem Tag sehr gründlich durchgeführt wurden und sogar der Inhalt der Koffer geprüft wurde. Da erschrak sie so sehr, daß sie, um nicht selbst in Verdacht zu kommen, den Koffer stehen ließ, und schnell weglief. Sie kam innerlich ganz aufgelöst zurück. Ich tröstete sie und erklärte ihr, daß mir das Risiko bewußt gewesen sei, und ich mit dem Verlust des Koffers hätte rechnen müssen. Sie hatte ja immerhin diesen mutigen Einsatz für mich gewagt. Ich war ihr dafür dankbar. Doch nun war guter Rat wieder teuer. Wir verfügten ja nicht über die obligatorische Kennkarte, ohne die sich niemand auf der Straße aufhalten durfte. So waren wir sehr auf Gottes weitere Führung angewiesen und verließen unsere Gastgeber, um weiter zu sehen, wo sich ein Weg für uns zeigen würde.
"Herr, wenn ich dies seh' - deinen Weg nicht versteh'!. Und meine Gedanken kommen ins Wanken.- Gegen allen Verstand führt oft deine Hand!- Sie wird sicher mich leiten, um übers Wasser zu schreiten. Hielt mich fest bei der Hand, bis nach Hause ich fand. Führt mich sicher und weise, nach seiner himmlischen Weise. Nichts Schöneres kann es geben, als mit diesem Herrn zu leben."

Unser Weg führte uns nun südlich am Rheinufer entlang, um nach Möglichkeiten zum Übersetzen auf das andere Ufer zu sehen. Dabei kamen wir über Altrip nach Otterstadt, wo wir endlich von einer solchen Gelegenheit hörten. Um diese wahrnehmen zu können, begaben wir uns um den Alt-rheinarm herum nach Norden, wo an dessen Winkel mit dem Rhein ein altes Schiff verankert lag.
Hier hauste ein Schiffer mit seiner Schwester, der die heimlichen Überfahrten über den Rhein besorgte. Wir vertrauten uns ihm an, und er war bereit, uns hinüberzubringen. Er schien eine zwielichtige Person zu sein, und wir fühlten uns nicht wohl in seiner Gegenwart. Für die Überfahrt nahm er uns sehr viel Geld ab, so daß unsere Barschaft für die Weiterreise nach Hause knapp wurde. Aber wir waren ja in seiner Hand. Er überließ uns eine kleine Koje auf seinem verhältnismäßig großen Wohnschiff. Darin herrschte ein großes Durcheinander, und das Bettzeug war äußerst unappetitlich und schmutzig. Es ekelte uns an. Aber was half's, wir mußten dankbar sein, eine Möglichkeit gefunden zu haben, über den Rhein zu kommen. Mit der Überfahrt hatte er es nicht sehr eilig. Vielleicht wartete er ab, ob noch andere "Fahrgäste" mitfahren wollten. So blieben wir in dieser Nacht auf dem Schiff und schliefen, nachdem nun eine Lösung gefunden schien, trotzdem gut in der schmutzigen Bude. Am folgenden Tag nutzten wir die Zwangspause, um uns die Gegend am Rhein ein wenig anzuschauen, denn die Überfahrt sollte erst am darauf folgenden Morgen stattfinden. Jetzt kam uns unser Reiseproviant aus Niedaltdorf sehr zustatten. Wir verspeisten den Rest unseres Brotes samt der Dauerwurst in dankbarer Rückerinnerung an die freundlichen Einwohner dort. Alles hatte gut gereicht.

Der Tag der Heimkehr.

Nach einem recht unruhigen Schlaf in der letzten Nacht stiegen wir im Morgengrauen (ca 7.30 Uhr) des neuen Tages mit noch einigen anderen Reisenden in ein Boot des jungen Fährmanns am Ende des Altrheins. Er brachte uns mit viel Umsicht wohlbehalten über den Rhein, wo wir sogleich über die Wiesen am Ufer der Rheinaue weitergingen. Niemand hatte uns beobachtet, und wir waren jetzt endlich in der amerikanisch besetzten Zone. Bald kamen wir auf die Landstraße und gingen über Brühl nach Schwetzingen. Hier stiegen wir in die Straßenbahn, bei deren Firma mein Kamerad beschäftigt war, und fuhren nach Heidelberg. Als er etwa um 10 Uhr an seiner Wohnungstür schellte und seine Frau sie öffnete, war die Überraschung riesengroß, denn sie war auch eineinhalb Jahre ohne Nachricht geblieben. Sie lagen sich in den Armen und weinten vor Freude.

Nachdem wir von unserem Ergehen und unserer Flucht ein wenig berichtet hatten, meinte auch die Frau meines

Kameraden, daß ich nicht in meinen so schäbig aussehenden Kleidern die Heimreise antreten solle. Sie lieh mir einen Anzug Ihres Mannes, und ich wechselte die Kleider. So konnte ich, ohne weiteren Verdächtigungen ausgesetzt zu sein, in ordentlicher Kleidung die Heimfahrt antreten. Dafür war ich ihnen sehr dankbar und verabschiedete mich alsbald.

Guten Mutes ging ich dann zum Bahnhof, um nun sobald wie möglich auch nach Hause zu kommen. Am Nachmittag kam ich mit der Straßenbahn in Arheilgen an. Als ich dann am Hoftor vor dem Hause meiner Schwiegereltern stand, sah ich zu allererst meine liebe Frau, die gerade den Hof fegte. Ich klingelte und trat zur Seite, um nicht gleich gesehen zu werden. Als sie dann selbst öffnete, trat ich hervor und auch wir lagen uns in den Armen. Die Freude, daß wir uns gesund wieder hatten, war unbeschreiblich.
Uns blieb nur aus tiefstem Herzen ein aufrichtiges: "**Gott sei Dank!".**

Grüne Hochzeit 1944

Goldene Hochzeit 1994

P.S.:

Auch für meine Wiederintegrierung in der Heimat erlebte ich Gottes Fürsorge. Es bestand ein Erlaß von seiten der Besatzungsmacht, daß niemand ohne ordnungsgemäßen Entlassungsschein aus der Kriegsgefangenschaft wieder in die Melderegister aufgenommen werden durfte. Somit konnten Nichtregistrierte weder Lebensmittelkarten noch Bezugscheine für lebenswichtigte Güter erhalten.

In dieser Angelegenheit half mir mein Freund Jakob Höfle, der gleichzeitig sowohl als Dolmetscher zwischen der deutschen Behörde und der amerikanischen Besatzungsmacht, sowie als Standesbeamter in Hofheim/Ried tätig war. Ihm war es möglich mich dort auf dem Einwohnermeldeamt anzumelden. Nach einigen Tagen bekam ich dann die Umzugspapiere nach Darmstadt.

Durch einen Bekannten meines Schwagers aus Gronau bei Bensheim, der das Büro des Captains im Entlassungslager für amerikanische Kriegsgefangene in Darmstadt führte, konnte ich später auch noch meinen Entlassungsschein empfangen. Ohne dieses Papier konnte man weder Wohnrecht noch einen Arbeitsplatz erhalten.

Dazu stellte ich mich verabredungsgemäß am 8. Februar 1946 zu den neu nach Darmstadt zur Entlassung angekommenen Soldaten und ging mit ihnen ins Lager. Noch am gleichen Vormittag wurde ich ordnungsgemäß mit 40.- Reichsmark Taschengeld aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen.

Jahre später fuhren wir mit dem Auto meinen Fluchtweg noch einmal ab und besuchten auch die **Familie Schwarz**, welcher ich so viel zu danken hatte. **Ihnen sei mit dieser Niederschrift ein Denkmal gesetzt**. Frau Schwarz kam später auch mehrmals für einige Tage zu uns, während Herr Schwarz schon verhältnismäßig früh verstorben ist. Sie sprach gerne mit uns über unseren Glauben an Jesus Christus und wir pflegten diese Freundschaft bis zu ihrem Heimgang.
Mit meinem Fluchtkameraden versuchte ich später noch einmal, Verbindung aufzunehmen, was mir aber leider nicht gelang.

Helmut K. Diedrichs (gestorben 2000) wohnte in der Frankfurter Landstraße 242 zu Darmstadt-Arheilgen.

Information über den Soldatenfriedhof Andilly heute

33.085 Gefallene ruhen in Andilly

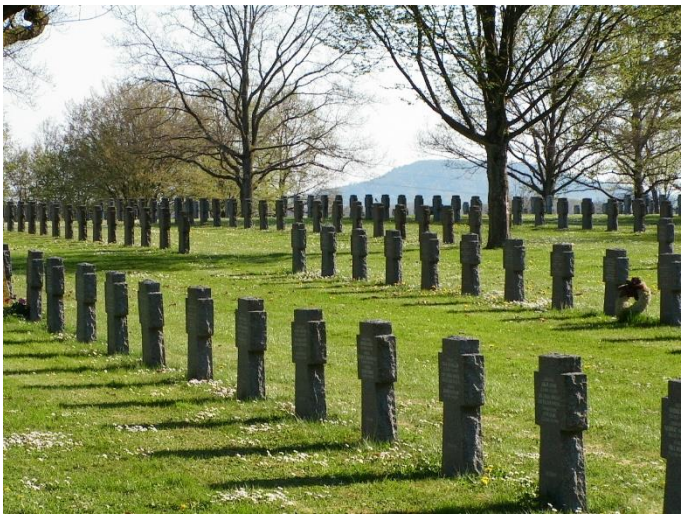
Der deutsche Soldatenfriedhof liegt im französischen Département Meurthe-et-Moselle, etwa 12 km nördlich der Stadt Toul und ist der größte Soldatenfriedhof des 2. Weltkrieges in Frankreich.

In der Gemarkung des kleinen Ortes Andilly, der kaum 250 Einwohner zählt, begann am 12. September 1944 der amerikanische Gräberdienst mit der Einbettung eigener und deutscher Gefallener. Es handelte sich dabei meist um Tote, die im Raum westlich von Metz gefallen waren. So entstand der "US Temporary Cemetery Andilly" für 3.400 amerikanische und 5.000 deutsche Soldaten.

In den Jahren 1944/46 legte der amerikanische Gräberdienst in St.Avold einen endgültigen Friedhof für seine Gefallenen an und führte alle auf provisorischen Anlagen Bestattenten, darunter auch die Toten von Andilly auf diese Anlage über. Die auf den provisorischen Anlagen ruhenden deutschen Soldaten wurden nach Andilly übergeführt. Es kamen 575 Gefallene aus St.Avold und 4.891 aus Epinal-Dinozé, so daß die Zahl der in Andilly ruhenden Soldaten auf 11.000 anstieg.

Im deutsch-französischen Kriegsgräberabkommen vom Jahre 1955 wurde vereinbart, daß Andilly als endgültiger deutscher Sammelfriedhof bestehen bleibt. Zubettungen begannen im Jahre 1957 aus den Départements Nièvre, Saône-et-Loire, Côte d'Or, Haute-Marne, Jura, Doubs, Haute-Saône, Vosges, Belfort, Meuse und Meurthe-et-Moselle.

Bei den Umbettungsaktionen mit einer planmäßigen Durchsuchung des gesamten Geländes wurden fast 2.000 bis dahin in der Grablage unbekannte deutsche Tote, vor allem in den Vogesen, gefunden.



Nach Abschluß der Umbettungsarbeiten im Frühjahr 1961 konnte mit der gärtnerischen und baulichen Gestaltung des Friedhofes begonnen werden.

Ein Wall mit tiefem Graben, der mit Strauchwerk und leichtem Gehölz bepflanzt ist, bildet eine dauerhafte Einfriedung. Verstreut stehende Baumgruppen und ein dichter Kranz von Bäumen rund um den Friedhof verleihen diesem bereits heute den Charakter eines lichten Haines.

Durch eine kunstgeschmiedete Tür im Eingangsbau betritt der Besucher den Friedhof und hat von hier aus einen weiten Blick über das Gräberfeld. Links liegt die Ehrenhalle, deren Nischenwand das Mosaik von drei trauernden Soldaten zeigt. Der Altarstein davor trägt die Inschrift: "33.085 deutsche Soldaten sind auf diesem Soldatenfriedhof zur letzten Ruhe gebettet". In einer Nischenwand steht ein Kreuz, das einst auf dem deutschen Soldatenfriedhof Pouxeux gestanden hat. Deutsche Kriegsgefangene haben es für ihre toten Kameraden geschnitzt. Auf der rechten Seite, in einem kleinen Raum, liegen in einem Schrein Namenbücher der hier Bestatteten aus.

Der Friedhof wurde am 29. September 1962 eingeweiht.